

Illustriertes Sonntags-Blatt



Beilage zum
Oberurseler Bürgerfreund.

Verlag von Heinrich Verlebach in Oberursel.

F. Ronfort.

Mein schönster Weihnachtsabend.

Erzählung von M. Knechle-Schönan.
(Nachdruck verboten.)



W ieder einmal wollte es Weihnachten werden. Mein Freund und Kollege, der Referendar Gustav Kuhberg und ich, planten trotz des kurzen Urlaubs einen Ausflug ins Medlenburgische. Dort hatten wir im Sommer bei Verwandten von mir auf einem Gute fidele Wochen verlebt und mein Freund Gustav hatte so nebenbei meinem niedlichen Bäschen Herta zu tief in die schönen Blauaugen geguckt. Er schwärmte seitdem für Herta und erging sich in geheimnisvollen Andeutungen, als sei zwischen ihnen alles in Ordnung und als ob das Weihnachtsfest ihm Erfüllung seines heißesten Wunsches bringen würde. Mir erschien die Sache aber keineswegs so bombastischer, denn ich kannte meine liebe Base besser. Sie war eine sogenannte „kühle Blonde“, die bei der Wahl ihres zukünftigen Ehegemahls sicher mehr den Kopf als das Herz mitipprechen lassen würde. Mein Freund Gustav war nun allerdings ein reizender, lieber Kerl, der Verzug aller jungen Damen, ein vorzüglicher Tänzer und blendender Gesellschafter, aber er verfügte weder über ein nennenswertes Vermögen, noch besondere Aussichten auf schnelle und gute Karriere. Hertas Mitgift war aber auch nicht dazwischen, daß sie dem Paare eine baldige Verbindung und ein sicheres Dasein bieten konnte. So kam mir die Sache recht fraglich vor, und ich versuchte nach Kräften,

Gustavs hochfliegende Pläne zu beschneiden. Aber Gustav war verliebt bis über beide Ohren und jeder Vorstellung unzugänglich. Mein Einwand, daß bei dem kurzen Urlaub die weite Reise nach Medlenburg eine Verschwendung und mehr Strapaze als Vergnügen bedeute, erregte seinen Zorn.

Er warf mir Mangel an Verständnis und Opferwilligkeit vor und kündigte mir kurzerhand die Freundschaft, wenn ich ihn hierbei im Stich lassen und nicht mitreißen würde. Allein konnte er nicht gut zu meinen Verwandten reisen, ich mußte schon den Elefanten machen.

Mit größter Unlust traf ich also die Vorbereitungen zu der Reise und kaufte für die Vettern und Bäschen kleine Weihnachtsüberraschungen ein, ohne die man einmal zum Feste in kein Verwandtenhaus kommen darf. Alle diese Schätze stapelte ich in unserem gemeinsamen Wohnzimmer auf, im stillen über die unnötigen Ausgaben, die meinen nicht gerade fürstlichen Wechsel sehr belasteten, scheltend. Freund Gustav, dem zuliebe ich die Opfer brachte, hatte kaum einen flüchtigen Blick dafür. Er war von

Konferenzen mit seinem Schneider, bei dem er sich — natürlich auf Pump — einen Winterüberzieher mit echtem Perjianertragen bauen und den Gesellschaftsrod mit neuen seidenen Aufschlägen besetzen ließ, so stark in Anspruch genommen, daß er für anderes gar keine Zeit hatte. Stamen wir zusammen vom Amtsgericht nach Hause, so blieb er bei jedem Goldarbeiterladen stehen und liebäugelte mit den blitzenden Da-



Vom Kriegsschauplatz an der italienischen Grenze: Österreichisch-ungarische Truppen beim Anlegen von in Wasser und Schilf versteckten Trahthindernissen.

menringen und sonstigem Geschmeide, dabei meinen Rat erbitend, womit er wohl die Vielholde am meisten erfreuen könnte. „Nensch, sei doch nicht albern“, knurrte ich ihn an. „Erst die Braut haben und dann Ringe kaufen!“

Er aber lachte sorglos und seiner Sache sicher auf und pfiß lustig die Melodie von Schumanns:

Du Ring an meinem Finger,
Mein goldenes Ringelein,
Ich brüde dich fromm an die Lippen — —

Ein Regenschauer ließ ihn verstummen und wütend zum grauen Himmel emporsehen.

„Ist das nicht die höhere Niedertracht, dieses lauwarne Manichwetter, wo ich mir den pelzverbrämten Mantel angeschafft habe!“ schalt er empört, und als ich über sein erboftes Gesicht lachen mußte, nannte er mich einen gefühllosen Barbaren und rannte mit langen Schritten heimwärts. Im Flur stieß er mit Trautchen, der Tochter unserer Wirtin, zusammen, die ihm berichtete, der Sattler könne den Schaden an seinem Koffer vor dem Feste nicht mehr ausbessern.

„Dann soll ihn der Teufel holen“, schrie Gustav und schmetterte die Tür seines Schlafzimmers hinter sich zu, ein Betragen, das ich gegenüber Trautchen empörend fand, denn Trautchen und ihre Mutter, die verwitwete Bergrätin Weinhold, gehörten unserem Gesellschaftskreise an, wenn sie auch durch Vermögensverluste gezwungen waren, einen Teil ihrer Wohnung an uns zwei Junggesellen zu vermieten. Ich kam gerade noch zurecht, um zwei blinkende Tropfen an Trautchens Wimpern hängen zu sehen, die ihr die Unart Gustavs erpreßt hatten.

„Fräulein Trautchen, nehmen Sie es meinem Freunde nicht übel“, beschwichtigte ich sie. „Es kommt heute alles zusammen, um ihn rabiat zu machen, das schlechte Wetter und allerhand Verdrießlichkeiten.“

Trautchen fuhr sich mit der Hand über die Augen. „Also er will doch noch fahren?“ fragte sie und setzte, als ich nicht, seufzend hinzu: „Ich hatte schon gehofft —“

Was sie gehofft hatte, blieb unausgesprochen, denn ihre Mutter erschien in einer der Türen und beendete unser Zwiegespräch.

Bestimmt betrat ich mein Schlafzimmer und warf keinen sehr freundlichen Blick auf meinen Freund, der vor dem Spiegel unseres Wohnzimmers stand und Halsbinden probierte.

Natürlich, überall flogen dem Adonis und lebenswichtigen Schwerenöthler die Herzen entgegen, und selbst wenn er ungezogen war, hoffte man doch noch —

Ich gönnte ihm alle Triumphe bei den Damen, aber daß selbst Trautchen nasse Augen bekam, weil er Weihnachten verreisen wollte, ärgerte mich. Ich hätte sie für vernünftiger gehalten. — Dazu kam ein Gefühl der Enttäuschung. War ich doch bisher des Glaubens gewesen, der Bevorzugte von uns beiden bei Trautchen zu sein.

„Na, denn nicht!“ brummte ich achselzuckend, empfand aber dabei einen dumpfen Schmerz in der Herzgegend. Das liebe Mädchen mit den treuherzigen Hehaugen und den dunklen Flechten, die so schlicht um das feine Köpfchen gelegt waren, war mir immer als das Sinnbild holdesten und edelsten Weiblichkeit erschienen, und wenn ich einmal an meinen zukünftigen eigenen Hebd dachte, so war immer sie es gewesen, die dabei eine Rolle spielte.

So betrat ich denn nicht gerade in Rosenlaune unser Wohnzimmer, und als Gustav mir entgegenrief: „Große Post für dich auf dem Schreibtische. Auch ein Brief aus Mecklenburg!“ nahm ich mir, um ihn ein wenig zu ärgern, so recht Zeit mit dem Öffnen dieses Briefes, der seine Neugier sichtlich sehr reizte, weil er die Antwort auf meine Anfrage bei meinem Onkel brachte, ob ihm unser Besuch zu Weihnachten willkommen sei. Beim Öffnen bemerkte ich, daß der Brief noch eine Einlage meiner Tante enthielt, eine lange Epistel, die ich beschloß, vorläufig meinem Freunde vorzuenthalten. Geschicht beförderte ich nur Onkels Schreiben aus dem Umschlage, das in kurzen Worten seiner Freude Ausdruck gab, uns bei sich zu sehen, wenn er auch befürchte, daß wir bei der Kürze der Zeit und der stillen Jahreszeit kaum auf unsere Rechnung kommen würden. Ohne ein Wort zu sagen, reichte ich Gustav den Brief, worauf dieser ein erleichterter: „Na also!“ hervorstieß und wecker seine Auswahl an den mitzunehmenden Halsbinden traf.

Ich setzte mich mit der Abendzeitung in den Schaukelstuhl und las dabei verstohlen die Briefeinlage. Tante schrieb, daß sie sich natürlich immer über meinen Besuch freue, ihr aber bei dieser Annäherung der Verdacht aufgestiegen sei, daß Gustav Rosenberg sich wohl mit gewissen Hoffnungen anschließen wolle. Damit das schöne Fest aber nicht durch Enttäuschungen oder gar Meinungsverschiedenheiten gestört würde, wolle sie mir anvertrauen,

daß noch ein zweiter Verehrer Hertas, ein reicher Fabrikbesitzer und Oberleutnant der Landwehr als Hausgast erscheinen werde, der, ihrer Ansicht nach, bei weitem größere Aussichten auf Herta's Hand habe. Wenn Herta, was sie nicht hoffen wolle, auch meinem Freunde Hoffnungen gemacht habe, so sei das ein sehr unrechtes Spiel, das sie als Mutter nur verdammen könne. Leider seien die modernen Mädchen aber so selbständig in ihren Entschlüssen, daß sie in der Sache selbst nichts weiter tun als warnen könne. Ob es mir denn nicht möglich sei, unsere Reise bis Neujahr zu verschieben, bis dahin müsse Klärung eingetreten sein, und wenn sie sich in betreff des anderen Freiers geirrt haben sollte, wäre ja auch der Silvesterabend eine passende Gelegenheit für Gustav, sich Herta zu erklären. —

Donnerwetter! Der Brief fuhr mir in die Knochen! Selbstredend mußte die weihnachtliche Reise verhindert werden, denn bei der jähzornigen Veranlagung meines Freundes konnte es zu einem schönen Kladderadatsch mit dem Nebenbuhler kommen und uns allen das Fest verderben. Aber wie sollte ich das Gustav beibringen? Wie ihn von dieser heißersehnten Reise zurückhalten? Die Rolle des treuen Ekkehard's zu spielen, ist auf der Bühne des Lebens die undankbarste Sache. Auch durfte ich meine köstliche Baise ebensowenig bloßstellen, wie dem Freunde eine Hoffnung rauben, an die er sich klammerte und die ja immer noch nicht ganz verloren war. Also Aufschub bis Silvester um jeden Preis! Aber wie, wie? Die abenteuerlichsten Pläne durchkreuzten mein Hirn, aber keiner erwies sich als harmlos und sichhaltig, um Gustav zur Aufgabe der Reise zu bewegen. Seelenvergnügt packte er indessen seine Sachen und wiegte sich in glücklichen Träumen von einer Verlobung im Scheine der Weihnachtskerzen.

Die wenigen Tage, die uns noch von dem Feste trennten, vergingen wie im Fluge und noch immer war mir kein rettender Einfall gekommen. Endlich mußte ich, so schwer es mir wurde, zur Heuchelei greifen und ein vernünftiges Fußgelenk vortäuschen. Damit es ja recht glaubwürdig erschiene, knixte ich vor den Augen Gustavs auf der Bordschwelle des schmalen Bürgersteiges unweit unserer Wohnung mit dem Fuße um und spielte nun unter Achzen und Stöhnen den Verletzten mit einem Talent, das mich selbst in Erstaunen versetzte. Ich ließ mich von dem erschrockenen Freunde nach Hause schleifen, mich dabei mit meinem ganzen, nicht unansehnlichen Gewicht auf seine Schulter lehnend. Reuend, schweißtriefend langte er mit mir vor unserem Hause an und riß an der Glotte, um Hilfstuppen für meinen Transport die Treppe hinauf herbeizurufen. Frau Weinhold und Trautchen kamen gleichzeitig herbeigestrzt, und ich schämte mich in meine schwarze Seele hinein, als ich Trautchen bei meinem Anblick bis in die Lippen erbleichen sah. Wie eine herabgewehrte Schneeflocke war sie an meiner Seite und legte meinen Arm um ihre zarten Schultern, deren Erbeben mich wie ein elektrischer Strom durchrann.

„Um Gotteswillen, Herr Doktor, Sie haben sich doch nicht etwa den Fuß gebrochen?“ fragte sie mit einem Schluchzen in der weichen Stimme. Und ich herzloses Scheusal antwortete: „Den Schmerzen nach alles möglich!“

Unter vereinten Kräften schleppten sie mich auf das Ruhebett im Wohnzimmer, und Marie, die Magd, mußte schleunigst zum Arzt rennen. Indessen bemühten sich Gustav und Trautchen, mir den Stiefel vom Fuß zu ziehen. Es war zum Glück kein Schnürstiefel, sondern ein Gummizugstiefel, dessen Entfernung ich durch Anspannen der Muskeln und Anheben der Behen unbemerkt so viel Widerstand entgegensetzen konnte, daß Gustav besorgt ausrief: „Scheint ja nett angeschwollen zu sein!“

„Dann müssen wir den Stiefel ausschneiden“, erklärte Trautchen und wollte schon nach einer Schere laufen. Mir blieb vor Schreck das letzte Au in der Kehle stehen. Das fehlte noch, den Stiefel einzubüßen bei den hohen Lederpreisen. Ich gab also nach und zwar so plötzlich, daß Gustav, der eben noch eine letzte Kraftanstrengung machte, den Stiefel abzuziehen, ehe er sich's versah, mitamt dem Stiefel auf dem Fußboden saß. Um mein Auflachen zu verbergen, schnitt ich fürchterliche Grimassen und ächzte und stöhnte zum Gotterbarmen, was Trautchen veranlaßte, mir mittheilend den Arm zu streicheln, und Gustav, der sich etwas schwerfällig erhoben hatte und mit der Hand seine Kehrlasse betastete, den Ausruf erpreßte: „Armer Kerl, nun habe ich dir wohl schrecklich wehe getan!“

Ich nickte nur und hielt mir das Taschentuch vors Gesicht, um das immer wieder aufsteigende Lachen zu verbergen.



Nun kam auch der Arzt, aber nicht Frau Weinholds bewährter alter Hausarzt, sondern sein Assistent, Dr. Erfurt, ein guter Bekannter von mir. Das nahm mir eine Last vom Herzen, denn ihn anzusehen kam mir leichter vor, als den alten, biedereren Sanitätsrat. Er untersuchte den Fuß nach allen Regeln der Kunst, und je weniger er eine Geschwulst noch sonstigen äußeren Schaden entdecken konnte, desto mehr schrie ich von angeblichen Schmerzen, worauf er bedenklich meinte, es handele sich demnach wohl um einen Knochenbruch, den er aber nur mit Röntgenstrahlen feststellen könne, weshalb meine Überführung in die Klinik notwendig sei.

Donnerwetter, soweit durfte die Sache natürlich nicht getrieben werden. Ich protestierte also heftig gegen die Zumutung und suchte durch allerhand Ausrufe die Damen und Gustav aus dem Zimmer zu entfernen,

um dem Doktor einen Wink für meine Behandlung geben zu können. Bei diesem Bemühen überließ ich, daß er weiter meinen Fuß betastete und vergaß natürlich, auch Schmerzenslaute zu äußern. Eben war es mir gelungen, die drei Pfleger aus dem Zimmer zu scheuchen, als Dr. Erfurt mir scharf ins Gesicht sehend, ins Ohr tuschelte: „Simulante!“ worauf ich wieder Weh und Ach zu schreien begann, leider ohne Erfolg, denn der Doktor hatte jetzt das gesunde Bein in der Mache.

„Doktor, um Gotteswillen reinen Mund halten! Ich muß für acht Tage ans Sofa gefesselt bleiben. Erkläre es Ihnen später.“

Aber des Doktors, von zahlreichen Narben zerhacktes Gesicht slog ein diabolisches Lächeln, das mir nichts Gutes verhieß. — Und richtig, als Trautchen mit frischen Taschentüchern, Frau Weinhold mit kölnisch Wasser und Gustav mit der Kognakflasche herbeigeeilt kamen, erklärte Dr. Erfurt, daß der Knochen angebrochen sei und ein Gipsverband angelegt werden müsse. Von einer Überführung in die Klinik wollte er vorläufig noch absehen.

Anschließend mußte ich mich fügen, und nachdem er den Verband angelegt hatte, flüsterte er mir zu, es geschähe nur, damit ich meine Rolle glaubwürdiger spielen und keine Verwechslung mit dem gesunden Fuß mehr vorkommen könne. —

Als der Doktor gegangen war, sank Gustav mit gerungenen Händen auf den nächsten Stuhl.

„Unglückswurm! Daß du mir das gerade jetzt antun mußt. Eine passendere Weihnachtsüberrumpfung konntest du nicht ausdenken!“

Ich hob erschreckt den Kopf und sah ihn forschend an. Das klang ja, als ob er ahne, daß — aber — nein, er argwöhnte nichts, es waren nur Schmerz und Enttäuschung, die ihn so sprechen ließen.

Nun hieß es diplomatisch sein und ihn unter allerlei Umständen an mich zu fesseln. Ich kannte seinen Widerspruchsgeist, aber auch sein gutes Herz. Würde ich von ihm verlangen, daß er bei mir bliebe und mich pflege, würde er am Ende gerade das Gegenteil tun und sagen, ich sei ja in bester Pflege bei Frau Weinhold und Tochter. Redete ich ihm aber zu, allein zu reisen, so könnte ihn der Teufel reiten, es zu tun. Also begann ich ganz kläglich:

„Armer Kerl, armer Kerl! Daß ich dich nun um deine Weihnachtsfreude bringen muß, geht mir zu nahe. Aber ich kenne dich ja, all mein Bitten, ohne mich zu fahren und mich hier am lieben Christfest meinem Schicksal zu überlassen, würden ja bei deinem Edelsinn nichts fruchten. Au, au! Ach, der Verband macht ja die Schmerzen noch schlimmer.“

Gustav hatte anfänglich ein Gesicht gemacht, als ob ihm die Unterchiebung solches Edelsinns gar nicht gelegen komme, und ich las den Widerspruch schon von seiner Stimme. Mein erneutes Jammern rührte ihn aber anscheinend sehr. Die Hände in den Hosentaschen, rannte er dreimal das Zimmer auf und ab und erklärte dann, rudertig vor mir stehen bleibend: „Selbstredend bleibe ich bei dir, wenn es mich auch ein großes Opfer kostet.“

Gut, daß die Schwere des Gipsverbandes mich an meine Patientenrolle erinnerte, wäre ich doch beinahe vor Freude aufgesprungen.

„Gustav, du bist ein Engel! Ich hab's ja schon immer gewußt. Aber wirklich, das Opfer ist zu groß. Willst du nicht lieber —“

„Ruhe! Kein Wort mehr davon!“

„Reich mir die Hand, alte, gute Haut! Vielleicht können wir zu Silvester fahren!“

„Du hast 'ne Ahnung!“ höhnte er. „Sechs Wochen kann so 'ne Geschichte dauern, sagte mir draußen Dr. Erfurt. Ist ja viel schlimmer, das heißt langwieriger wie ein richtiger Knöchelbruch.“

„I, der ist ja sechsmal meschugge, der Pfasterkasten!“ rief ich eifrig empört aus. „Der will mir nur eine rechte hohe Rechnung machen. Na warte, ich werd's ihm schon besorgen.“ —

Ich war also Patient und sah, behaglich auf dem Ruhebett liegend und mich von allen vernünftigen Dingen, den Weihnachtsvorbereitungen in unserem Wohnzimmer zu.

Frau Weinhold hatte bestimmt, daß hier für alle besichert werden sollte, damit ich mich nicht vereinsamt fühle, eine zarte Rücksichtnahme, die mich fast zu Tränen rührte. Auf meine Bitte pflügte Trautchen die hübsche Weihnachtsanne in unserem Zimmer. Gustav sollte ihr dabei helfen, hatte aber noch einen wichtigen und anscheinend endlosen langen Brief zu schreiben — ich ahnte an wen —, und entfaltete dabei eine solche Nervosität, daß er erklärte, bei unserem Geschnatter und Geflüster könne er unmöglich schreiben, weshalb er in Frau Weinholds Zimmer den Brief beendete. Die Frau des Hauses war beim Bäcker, um die Stollen unter eigenster Aufsicht baden zu lassen, ein Geschäft, das sie sich von niemand freitig machen ließ, und so genoß ich ein Alleinsein mit dem lieben jungen Mädchen,

das mir sonst doch wohl nicht gegönnt worden wäre, wenn man mich nicht als halben Krüppel angesehen hätte.

Trautchen war reizend in ihrer hausmütterlichen Beschäftigung, und ich konnte die Augen nicht von ihr wenden, wie sie so flink und anmutig die grüne Tanne mit all dem glitzernden Tand behing, der schon seit Jahren für diesen Zweck benützt und stets pietätvoll aufgehoben wurde. Sie wies mir manches Stück, an dem ihr Kinderauge schon sich erfreut hatte, und erzählte so lieb von früheren, reicheren Weihnachtsfesten, wo die Tafel sich unter den Geschenken fast gebogen habe.

Ich fragte sie, ob sie das nicht recht vermisse? Aber sie schüttelte das flechtenschwere Köpfchen und meinte mit einem träumerischen Ausblick, es sei ja auch so wunderschön.

„Na ja,“ brummte ich grämlich, „Ihr Wunsch, daß Ruhberg nicht verreise, hat sich ja erfüllt.“

„Ja, Gott sei Dank!“ entfuhr es ihrem Kirschmunde. Aber gleich darauf schien sie den Ausruf zu bereuen. „Nur daß es eine so traurige Ursache ist, die ihn zurückgehalten hat, das tut mir natürlich furchtbar leid“, fügte sie hinzu, an mein Sofa herantretend.



Weihnachtszauber.

Umsangt mich wieder, märchen süße Klänge,
Ihr Weihnachtslieder, jubelnd, lustdurchsprüht,
Tragt mich empor aus leidbedrucker Engen
Zu lichten, hohen, wo der Christbaum glüht.

Umsangt mich wieder, sehnsuchtsstiefe Traume,
Verkling'ner Jugendtage äpp'ge Pracht.
Kehr' ein in meines Herzens stille Räume
Holdsel'ger Zauber der geweihten Nacht!

Läß deinen Strahlenschein die Welt durchtosen,
Bring' uns der Jugend Maienglanz zurück,
Die Wünsche all, die selig-hoffnungstrogen,
Das holde, längstentschwund'ne Märchenglück.

Daß unser Herz sich wieder jauchzend weitet,
Bring' uns der Freude reiches Juhlhorn dar,
Erinnerung ihre güldnen Schleier breitet
Uns müde Haupt uns, flammend, wunderbar.

Und bring' uns Frieden, still die bittren Tränen,
Läß ruhn den Kampf, die Stürme bang und schwer;
Ergieß ob uns ein himmlisches Verlohen,
Den Quell der ew'gen Gnade, mild und hehr.

Und Liebe, Liebe streu' die goldnen Blüten
Hinab ins winterliche Erdenland,
Und spend' den Herzen all, den leiddurchglühten,
Huldreichen Trost mit leiser, güt'ger Hand.

O Christnacht! Deiner Herrlichkeiten Fülle
Umsangt uns wieder, machtvoll, zauberfüß —
Und Weihnachtsglocken rufen durch die Stille
Uns zu der Kindheit fernem Paradies.

J. M. Burda

„Ist das wahr?“ fragte ich, zu ihr aufsehend. „Würden Sie mich lieber gesund und ihn in Medlenburg sehen?“

„Aber sicher!“ nickte sie unter heißem Erröten. „Das heißt, wenn Sie nicht auch mitgereist, sondern hier geblieben wären!“

„Trautchen“, rief ich, mich aufrichtend und nach ihrer Hand haschend. „Soll das heißen, daß —“

„Bauz, verbauz!“ Da fiel klirrend der Wachengel zu Boden und zerprang in Stücke. Sie hatte ihm eben einen neuen Drahtgürtel um die Taille legen wollen, ehe sie ihn an der Spitze der Tanne befestigte.

„O, mein Engelen!“ rief sie halb weinend aus und kniete vor mir am Boden, die Stücke zusammenlegend. Ich wollte ihr gerade tröstend über die krausen Stirnlöcher streichen, als Gustav in der Tür erschien und höchst mißbilligend zu uns herüber sah.

„Du, sag mal, es geht dir wohl zu gut, mein Bester!“ zürnte er, auf meine halb sitzende Lage deutend. Ich legte mich stöhnend wieder um und fragte heuchlerisch, ob er den fertigen Brief jetzt zur Post tragen wolle. Er sollte sich nicht genieren und ruhig gehen. Ich hätte sonst etwas darum gegeben, ihn noch ein Viertelstündchen los zu sein. Er aber tat mir nicht den Gefallen, sondern beteiligte sich jetzt eifrig am Baumschmücken, mich und Trautchen dabei mit Inquisitionsg-

mich frei bewegen und dem herzigen Mädel nachsteigen zu können, um die Herzensfrage an sie zu stellen. — Aber es war wie verhegt! Keine Minute mehr sahen wir uns allein.

So kam die Bescherungsstunde heran. Ich hatte mir zur Feier des Tages den Gehrock anlegen lassen und lag, mit der leichten Seidenbede zugebedt, der Dinge harrend, die da alle kommen sollten, auf dem Ruhebetto. Trautchen deckte mir ein Taschentuch über das Gesicht, daß ich den Aufbau der Gaben nicht vorzeitig beaugenscheinige, wobei ich ihr Handchen erhaschte und es gierig an meine Lippen presste.

Ganz beschämt war ich dann von all der Liebe und Fürsorge, mit der man mich umgab. Als Gustav mir als Weihnachtsgabe ein schon längst gewünschtes wissenschaftliches Werk überreichte, wäre ich beinahe aus meiner Krankenrolle gefallen. Großmütig stiftete ich ihm dafür das ganze ledere Freßbistel, welches mir die Medlenbur-

ger Tante nebst einem herzlichen Dankesbriefe für meinen diplomatischen Schachzug gespendet hatte, und flüsterte ihm dabei ins Ohr, daß die grünen Bändschleifen an den Wurst- und Spidganzspizeln sicher von zarter Hand daran befestigt worden wären und das „Grün“ bekanntlich die Farbe der Hoffnung sei, worauf sich seine düstere Stirn aufheiterte und auch über ihn etwas von der Weihnachtsstimmung kam, die mich beseligte. Innerlich aber schimpfte ich mich einen verabscheuungswürdigen Heuchler und zerbrach mir den Kopf, wie ich das je wieder gut machen sollte. Aber sobald mich Trautchens rosiges Antlitz anlächelte, vergaß ich

alles andere und versicherteeinmal über das andere, daß ich noch nie ein so schönes und heimeliges Christfest gefeiert habe. Während nach dem Sturpfessen Gustav mit unserer lieben Wirtin eine Pfirsichbowle braute, fand und nahm ich Gelegenheit, an Trautchen die Schicksalsfrage zu stellen und erhielt eine beseligende Antwort — eine echte, rechte Weihnachtsbotschaft!

Wenn nicht die Gewissensbisse ob meiner Heuchelei und der mich ständig daran mahnende Gipsfuß gewesen wäre,



Weihnachten daheim bei den Verwundeten: Die gemeinsame Weihnachtsfeier im Saal der Leichtverwundeten.



Katharine Lang, das Heldennädchen von Spinges. (Mit Text)

bliden beobachtend. Und dann kam Frau Weinhold, in eine Wolke von frischem, süßen Rauchduft gehüllt, ins Zimmer, berichtete strahlend, daß sie — die Stollen — prachtvoll geraten seien, daß sie nun erst in Ruhe dem heiligen Abend entgegensehen könnte.

„Wohl ihr“, dachte ich bei mir. „Bei mir ist's umgekehrt. Mir geht's wie Gretchen: meine Ruh' ist hin! — Herrgott, was hätte ich drum gegeben, jetzt keinen Gipsfuß zu haben, sondern



Ein österreich-ungarischer Beobachtungsposten im Gebirge, wo die Truppen angesichts des früh eintreffenden Winters bereits mit Pelzmänteln und -stiefeln ausgerüstet sind.



Des Kriegers Weihnachtsfest.

Originalzeichnung von H. C. Günther. (Mit Text.)

so hätte ich mein Glück als ein vollkommenes preisen können. Aber ich durfte ja meine Rolle noch nicht aufgeben, bis ich nicht Nachricht aus Mecklenburg erhielt, wie dort der Weihnachtsabend abgelaufen sei.

So gab es aber doch am Weihnachtsabend noch eine Verlobung, wenn auch anders als wir alle es uns hätten träumen lassen.

Am dritten Feiertage traf ein Brief meiner Tante ein, welcher mir eine Zentnerlast vom Herzen hob und mich erst meines Glücks freuen ließ. Base Herta hatte den Fabrikbesitzer und Oberleutnant der Landwehr nicht erhört und die Abwesenheit Gustavs sehr unangenehm empfunden. Tante fragte an, ob mein Fuß bis Silvester in Ordnung sein würde und man uns erwarten dürfe?

Na, ob man durfte! —

Zwei Tage vor Silvester löste der gefällige Dr. Erfurt meinen Verband ab und erklärte, daß es sich doch wohl um keinen Anbruch des Knochens gehandelt haben könne, alldieweil ich ohne nennenswerte Schmerzen den Fuß schon wie-

der bewegen konnte. — Die Freude darüber war eine allgemeine, und so reisten zwei glückliche Menschenkinder nach Mecklenburgs gegneten Fluten ab. Trautchen nebst Mama folgten am andern Tage und kamen zur Verlobung Gustavs mit der „kühlen Blondin“ noch just zurecht. Mich aber nahm Onkel im geheimen bei den Ohren und versicherte mir, daß ich ein Lump ersten Ranges sei und entschieden meinen Beruf verfehlt hätte. Ob ich nicht noch umfassen und Schauspieler werden wolle. Großmütig versprach er mir dann, die — bei Gott — nicht kleine Doktorrechnung zu begleichen, unter der Voraussetzung, daß ich zeitlebens über den Grund meiner Tat reinen Mund halten würde. „Denn“, fügte er hinzu, „mit Herta stand das auf Messerschneide, und wenn sich der Nebenbuhler Gustavs nicht am heiligen Abend die Nase begossen und seinen eigentlichen und wenig angenehmen Menschen gezeigt hätte, wer weiß — ob dann dein Fuß bis Silvester geheilt worden wäre.“

Gustav hatte meine Simulantenrolle aber doch durchschaut und drohte mir noch nachträglich die schönsten Prügel an. Zum Glück irrte er sich aber in meinem Beweggrunde und glaubte, daß ich nur als Egoist handelte, um erst Trautchen zu gewinnen und als erster Bräutigam aus dem Rennen hervorzugehen. Da hatte ich nun meine Strafe für meine Heuchelei, mußte den Makel des Egoismus widerspruchslos auf mir sitzen lassen und obenein noch einen Korb Sekt bezahlen — als Schweigegelb für den Pflasterkasten.

Aber trotz alledem — mein schönster Weihnachtsabend war es doch gewesen, als ich im Gipsverbande unterm Christbaum lag und von der Herzkönigin betreut wurde. —

Ein Weihnachtsabend im Felde.

Erinnerung eines Kämpfers aus dem Feldzuge 1870/71.

Als wir im Jahre 1870 ins Feld rückten, war ich ein blutjunger Burche, wohl der jüngste Soldat meiner Kompagnie. Die Offiziere bezeugten mir das herzlichste Wohlwollen, und auch die Unteroffiziere, insbesondere unser alter Sergeant, waren mir zugetan. Ich glaube, sie alle hatten Mitleid mit meinem

traurigen Geschick, das mich von der Bahre meiner lieben Mutter, die ich soeben neben meinem Vater in die kühle Erde gebettet hatte, hinweg in den Krieg führte. Was war mir damals an meinem Leben gelegen? Die erste beste Kugel, die mich mitnahm, war mir willkommen. Denn ich ließ nichts und niemand zurück, der mich betrauert hätte. Die Eltern tot, Geschwister und nähere Verwandte hatte ich nicht: so stand ich allein in der Welt.

Unsere Kompagnie lag vor Paris bei Le Bourget am 24. Dezember auf Vorposten. Mich selbst traf der Wachdienst von Mittag an bis in den Abend hinein. Man konnte uns nicht eher ablösen, als bis es finster geworden war, da die Franzosen, sobald sie einen deutschen Soldaten von den Festungswerten aus bemerkten, mit dem heftigsten Feuer aus den schwersten Geschützen auf uns lospfeiferten. Wie mancher Kriegerkamerad, der frohen Mutes ausgezogen war, ist nicht mehr zurückgekommen!

So stand ich denn schon viele Stunden draußen auf einsamem

Posten. Nach meiner Berechnung mußte es gegen sechs Uhr sein, denn über mir flimmerten die Sterne und auch der Mond, der Freund aller Einsamen, glänzte silbern am Firmament. Endlich wurde ich abgelöst und schnellen Schrittes kehrte ich in die warme Wachtstube und in den Kreis der Kameraden zurück.

Heute ist ja heiliger Abend, und können wir auch diesmal keine eigentliche Weihnachtsfeier begehen, so sitzen wir doch beisammen und plaudern von daheim, und wie es sonst gewesen und wieder sein wird — vielleicht im nächsten Jahre schon. Ein trauriges Fest, dachte ich bei mir, und doch war ich froh, daß ich es nicht in der Heimat verleben mußte, vereinsamt und verwaist.

„Aber wo ist unser Herr Leutnant?“ fragte ich ganz betreten. War es doch seine Gewohnheit, immer im Wachtlokal unter seinen „Buben“ zu weilen, wie er uns zu nennen pflegte. Wir hatten ihn alle so herzlich lieb und jeder von uns wäre ohne Bedenken für ihn durchs Feuer gegangen.

Die Mutter.

Von Johanna Weiskirch.

Fünf Söhne, die sie unterm Herzen
Getragen hat, die sie geboren
Voll Stolz in heil'gen Mutterschmerzen,
Fünf Söhne hat sie nun verloren.

Ihr heißes Beten ging mit allen,
Sie zählten zu Jungdeutschlands Besten.
Als tapf're Helden sind gefallen
Sie, zwei im Osten, drei im Westen.

Es sprach ihr Mund kein Wort der Klage,
Kein Mensch erfuhr, was sie gelitten.
Sie ist durchs Leid der großen Tage,
Der Söhne würdig, stumm geschritten.

Heut kam die Nachricht, als voll Schöne
Der Tag in Abendrot verglütet,
Daß auch der letzte ihrer Söhne
Auf fremder Erde sich verblutet.

Da hat sie tief das Haupt gebogen,
Bis auf die Hände sank es nieder —
Und ist in Friedens-Land gezogen;
Nun hat sie ihre Söhne wieder.

ist schon seit mehreren Stunden in der oberen Stube“, ward mir zur Antwort. „Er wird wohl ein wenig ausruhen. Kein Wunder, wenn er müde ist, schläft er doch keine Nacht!“

Ich legte Waffen, Mantel und Helm ab und schob mir eine leere Kiste an das Feuer heran. Die Kameraden rüdten ein wenig auseinander, ich fügte mich in die Lücke ein und hörte dem Gespräch zu, das sich natürlicherweise um nichts anderes als um den heutigen Abend und das „zu Hause“ drehte. Mein Nachbar, ein Reservist, wandte sich an mich und erzählte mir so lebendig von Weib und Kind, daß ich fast glaubte, ich sähe die Kleine unter dem geschmückten Christbaum jubeln, während die Mutter eine Träne der Sehnsucht und der Sorge im Auge zerdrückte.

„Mir geht's ja besser als meinen Lieben daheim“, sagte der Krieger. „Erst heute habe ich einen Brief erhalten und weiß die Meinen gesund und wohl geborgen; nur meine arme Anne-Marie hat seit vielen Tagen nichts von mir gehört, und gerade heute wird es ihr doppelt schwer ankommen.“

Dagegen lacht mein Kamerad zur Linken in heller Freude auf; er macht schon Pläne für Paris; daß wir hineinkommen, unterliegt für ihn keinem Zweifel. Und was er alles kaufen will, um es in sein Dorf zu schicken. „Die sollen Augen machen!“ meint er.



Immer stiller war ich geworden. Von wem sollte ich erzählen, für wen in Paris Geschenke auswählen? Hier konnte ich nicht mitsprechen.

Während alle um mich herdurcheinander plaudern, geht plötzlich mit einem schnellen Ruck die Tür auf und „Hurra!“ jubelt unser Sergeant in die Stube hinein. Er kam von einer Patrouille zurück.

„Sagte ich's nicht immer, kleiner Einjähriger, daß unser Herrgott einen ordentlichen braven Soldaten nicht im Stiche läßt, zumal wenn es Weihnachten ist? Seht her, was ich euch mitgebracht habe: eine stattliche Bescherung, nicht wahr? Wären wir statt unser drei sechs gewesen, wir hätten noch viel mehr herbeigeschleppt; nun, für uns reicht dies schon hier aus!“

Bei diesen leuchtend hervorgestoßenen Worten deutete der Wadere auf ein großes Fäßchen, das den echten Weihnachtstrunk enthielt, wie er versicherte.

„Heute also wird's gerade so sein wie in der Kaserne,“ fuhr er fort, „wo es am heiligen Abend Braten, Bier, Zigarren und unterm hellen Christbaum Geschenke gibt.“

Freilich, im Felde mußte man sich ohne die Weihnachtstanne samt ihren Gaben begnügen, und Braten und Bier gab es auch nicht. Aber gleichviel, der köstliche Wein würde schon seine Schuldigkeit tun und über die trüben Abendstunden hinweghelfen.

„Nur schnell, Euler,“ kommandierte er, „laufen Sie nach dem Schloß hinaus und melden Sie dem Herrn Hauptmann unsern Fund, damit die Herren dort oben aus derselben Quelle schöpfen können.“

Während alles sich freute und durcheinander sprach, ließ der Leutnant plötzlich den Vizefeldwebel zu sich befehlen. Mit einem Schläge wich die ausgelassene Heiterkeit gespannter Erwartung, und in unserem Kreise waren nur noch ernste Gesichter zu sehen.

„Was ist los?“ fragten wir einander.

„Man erwartet einen Ausfall,“ meinte der Reservemann, während der Sergeant darauf schwören will, daß es draußen bei den Vorposten spule. Schnell greift er nach Säbel und Gewehr, um für alle Fälle bereit zu sein.

Eben wollten wir andern seinem vernünftigen Beispiele folgen, als der Vizefeldwebel zurückkommt und mit wichtiger Miene uns davon verständigt, daß die Mannschaft sofort bei dem Herrn Leutnant anzutreten habe.

„Hab' ich euch nicht gleich gesagt, jetzt haben wir die Bescherung!“ rief der Sergeant wieder und strich kampfbereit seinen spitzen Schnurrbart.

Noch immer ahnten wir nicht, was das alles zu bedeuten hätte, der Sergeant sowohl als wir, obwohl er sich den Anschein gab, als ob er genau Bescheid wüßte. Wie auf dem Kasernenhof stellte nunmehr der Vizefeldwebel seine Leute auf und „Links um! Ohne Tritt, marsch!“ ging es die steile Treppe des alten Meierhofes hinauf.

Uns pochte das Herz vor Spannung. Was würde kommen?

Die Tür zu des Leutnants Stube tut sich auf — und o Wunder und Verwunderung: im hellsten Kerzenscheine strahlt uns ein Christbaum entgegen.

„Da haben wir die Bescherung!“ wiederholte nun der Sergeant seinen Spruch von vorhin, obwohl er auf eine ganz andere geraten hatte, und es wetterleuchtete wie verhaltene Nahrung in dem ehrlichen Soldatengesicht.

Diesesmal aber lachte niemand, denn wir waren von dem heimischen Bilde, das sich uns so unerwartet bot, aufs tiefste ergriffen. Blendete uns auch kein Wachsterglänzein, so fiel doch der Schimmer der Talglichter, wie sie eben unser edler Leutnant zur Hand gehabt, erhellend und erwärmend in unsere Herzen. Zwar war es keine Tanne oder Fichte, die uns grüßte, sondern ein Wacholderbaum, an dem unser Offizier mit großer Mühe und geduldiger Ausdauer die Talglichter befestigt hatte, wobei ihm sein Vursche, der den kostbaren Christbaum im Parke entdeckt, fleißig mitgeholfen hatte.

Unter diesem Weihnachtsbaume lagen auf einer langen Tafel für die Soldaten verschürnte Pakete, wie sie der Herr Hauptmann von der Feldpost bekommen und eilends zu unserer Abteilung herübergeschickt hatte. Mit raschem Blick überflogen die Leute den Tisch und schnell hatte ein jeder seine mit ungelentlen Buchstaben gemalte Adresse richtig erkannt.

Für mich war natürlich nichts dabei; wer in der Heimat hätte auch meiner gedenken sollen? Im vorigen Jahre freilich hatte ich noch ein liebes Mütterlein, deren treue Hand den Lichterglanz für mich entzündete. Heute war alles anders; sie lag unter dem kühlen Rasen und blickte vielleicht von oben auf mich herab — auf mich, den Verlassenen, an den niemand gedacht!

Eben wollte ich mich auf die Seite schleichen, um nicht durch meine getrübbte Stimmung den Jubel der Kameraden zu stören, als ich neben des Leutnants ausgepackten Liebesgaben eine andere kleine nette Bescherung mit einem Zettel entdeckte, auf dem stand: „Dem Freiwilligen“. Da lag ein Paket echter Nürnberger Leb-

luchen von der Firma Häberlein, daneben die Hälfte einer stattlichen Zervelatwurst, deren frisches Rot den Beweis lieferte, daß sie erst kürzlich durchgeschnitten war; auch mancherlei Weihnachtsgebäck, das dem auf des Leutnants Platz zum Verwechseln ähnlich sah, fand ich vor. Oben drauf lagen drei neue Taschentücher, deren gesticktes Monogramm mit den Zahlen vier, fünf, sechs nach innen geschlagen war, und endlich ein Paar schön gestrichte Handschuhe. Das liebe Christkind mußte wohl bemerkt haben, daß aus meinen alle Finger vorwitzig herauschauten, gerade wie beim Herrn Leutnant. Dem hatte es aber keine Handschuhe gebracht.

Mit Bligeschnelle verstand ich den Zusammenhang: das Paket Häberlein-Lebluchen nebenan sah wie das meine aus, und meine Wursthälfte schien genau an die des Nachbarn zu passen. War nicht davon zu reden, daß, als ich die Taschentücher umwendete, mir sofort das meinem Leutnant zugehörige G. W., das durchaus nicht auf meine werte Person passen wollte, samt der fortlaufenden Numerierung entgegenblickte, während die erste Abteilung der mir sehr erwünschten Tüchlein absichtlich etwas verborgen auf des Leutnants Seite lag.

Unbemerkt von den andern trat ich an meinen Vorgesetzten mit dem goldenen Herzen heran, um tränenden Auges ihm für seine Güte zu danken.

„Sie haben wie ein Bruder an mich gedacht, Herr Leutnant! Wie soll ich Ihnen das danken?“

„St! bit!“ machte er, „ist nicht der Rede wert; keiner braucht's zu wissen. Ich verbitte mir das!“ fuhr er mich dann laut an, um die eigene Nührung zu verbergen.

„Aber die Handschuhe, Herr Leutnant, darf ich doch nicht annehmen,“ stammelte ich; „die brauchen Sie selber recht notwendig.“

„Unfinn, Kleiner“, erwiderte er freundlich. „Schauen Sie doch die schönen Pulswärmer an, die mir mein altes Großmütterchen gestrickt hat; von ihnen hätte ich mich freilich nicht so leicht getrennt, und die ersetzen mir alle Handschuhe.“

Der Sergeant verstand es auch wieder, die hochgehenden Wogen allgemeiner Begeisterung in ruhige Bahnen zu lenken.

„Für solch einen Offizier, wie unser Herr Leutnant ist,“ rief er, „ließe man sich gleich dreimal todschießen, wüßte man doch voraus, daß der einem noch hinterdrein die letzte Freude, und wär's gleichwohl nur eine stattliche Trauerparade, bereiten würde. Aber jetzt haben auch wir eine Überraschung für den Herrn Leutnant!“

Und nun erzählte er, wie er auf seiner Patrouille auf einen verschütteten Weinfeller gestoßen sei; daher gäbe es heute abend Glühwein, wozu man den Herrn Leutnant gehoriamst einlade.

Drumten in der Wachtstube haben wir dann ein fröhliches Weihnachten gefeiert. War mir's erst auch so wund und weh ums Herz: hernach konnte ich mich doch so herzlich mitfreuen. Bis in unsere ungemütliche, armselige Wachtstube gerade vor dem Feinde hat also das Licht hineingeleuchtet, das einst in Bethlehäm der Welt erschienen war.



Gretchen zum Christkind.

Oh, liebes, gutes Christkindlein,
Mein Vater ist im Schützengraben.
Ich will auch immer artig sein,
Bringst du ihm meine Weihnachtsgaben.

Ich hab' ein Halstuch ihm gestrickt,
Ließ nicht 'ne Masche daran fallen,
Auch Handschuhe sind mir geglückt,
Sogar mit Fingern dran, mit allen!

All meine Sparbüchsgroschen gab
Ich aus für seine Zigaretten,
Und für den letzten Groschen hab
Gelaufen ich Pfefferminz-Tabletten.

Ich leg dir alles, eh' zu Bett
Ich geh, verzeih mit Vaters Namen,
Vorn Küchenfenster auf das Brett:
Gelt, hol's dort, liebes Christkind. Amen! J. Weiskirch.

Unsere Bilder

Katharina Lang, das Heldennädchen von Spinges. Als Tirol im Jahre 1796 vom Feinde bedroht war, zog die Magd Katharina Lang mit dem Tiroler Landsturm ins Feld. Am 2. April 1797 kämpfte sie an der Friedhofsmauer bei Spinges — mit einer Heugabel bewaffnet — mitten unter dem Landsturm. Für ihre Heldentaten setzte man ihr in Buchenstein ein Denkmal. Als im jetzigen Kriege das kleine Städtchen Buchenstein noch von den Italienern bedroht war, brachten die Tiroler ihre Heldin in Sicherheit. Eine vierzig Mann starke Patrouille brachte das Denkmal nach dem Orte Covara, wo dasselbe auf einer Kirchhofsmauer aufgestellt wurde.

Des Kriegers Weihnachtsfest. In treuer Pflichterfüllung hat Martin für sein Vaterland gekämpft und sich das Eisene Kreuz verdient. Von



ener feindlichen Kugel getroffen, ist er ins Lazarett gekommen, und zu Weihnachten hat er Urlaub erhalten, sich eine Weile daheim bei Weib und Kind zu erholen. Und nun ist er bei den Seinen. Die Mutter hat den Christbaum so schön geschmückt wie noch nie, und nie zuvor hat sie so tiefe Freude empfunden als in dieser hehren Weihnachtsstunde, da sie, an des Vaters Schulter gelehnt, ein stilles Dankgebet zu Gott emporsendet, der ihr den treuen Lebensgefährten gnädiglich erhielt. Auch Martin fühlt den ganzen Zauber seines Familienglücks, und wie sein Auge auf den alten Vater fällt, der den jüngsten Enkel auf seinen Knien schaukelt, auf sein Töchterchen, das ihm mit mütterlicher Freude die neue Puppe zeigt, auf den kleinen Dreifährchen, der sich abmüht, des Vaters Soldatenmütze auf den blonden Kopfs zu stülpen, da sagt er sich: Auch ich hab' ein wertvolles Teil daran, daß der Feind nicht in mein teures Vaterland gedrungen ist, daß er den Frieden dieses Hauses nicht gestört hat. Und dann ruht sein Blick voll Stolz auf seinem Ältesten, der, die heißersehnte Flinte, die ihm das Christkind gebracht, fest umklammernd, zum Vater aufschaut und begeistert ruft: „Wenn ich groß wäre, jöge ich mit dir in den Krieg!“ — Da legt ihm Martin ernst die Hand auf die Schulter. „Wenn du groß sein wirst, mein Junge, dann halte so fest und treu die Wacht am Rhein, wie es dein Vater getan hat.“ — „Ja, das will ich!“ gelobt der Knabe mit blühenden Augen. Und gütig lächelnd schaut das Bild des großen Feldherrn Hindenburg von der Wand herab auf den tapferen kleinen Deutschen.



Paul Graf Wolff-Metternich.
(Mit Text.)

Paul Graf Wolff-Metternich, der als Nachfolger des Freiherrn v. Wangenheim zum deutschen Botschafter in Konstantinopel „in außerordentlicher Mission“ ausersehen wurde. Er hat sich wie Fürst Bülow in ernster Stunde seinem Vaterland aufs neue zur Verfügung gestellt, nachdem er im Jahre 1912 von dem Londoner Botschafterposten, den er mehr als zehn Jahre innegehabt hatte, geschieden und in den Ruhestand getreten war. In London hatte er die deutschen Interessen mit Nachdruck und Würde vertreten und hat besonders in der kritischen Zeit der Marokkaffäre den deutschen Standpunkt in unzweideutiger Weise kundgetan. Er trat am 5. Dezember in sein 63. Lebensjahr.



Tiroler Schokoladetafeln. Man tut in eine Kasserole 140 g Butter, 160 g Zucker, 8 Tafeln Schokolade und rührt dies so lange auf dem Feuer, bis es weich ist, worauf man 100 g mit der Schale geriebene Mandeln dazu gibt und gut vermischt. Diese Masse gibt man in eine Schüssel und rührt sie kalt, worauf man nach und nach 8 Eidotter dazu mengt und den Schnee der 8 Eier mit 80 g Mehl leicht vermischt. Die Masse streicht man fingerdick auf ein mit Butter bestrichenes Blech, bestreut sie mit Mandeln oder noch besser mit Pignoli, bäckt das Ganze ¼ Stunde lang in der Röhre, worauf man es in längliche Stücke schneidet.

Ein sehr hübscher und nicht teurer Tannenbaumschmuck ist folgender: Es werden etliche Pfund Salz, je nach der Größe des Baumes, zum Kochen gebracht und dann sofort mit einem Löffel über die Zweige gegossen. Natürlich muß der Baum schon auf seinem Platz stehen. Man zündet dann nachher die Kerzen an; am schönsten sind weiße Lichter. Der Baum erstrahlt im winterlichen Schmuck und ist besonders praktisch für einen kinderlosen Haushalt oder wo größere Kinder sind.

Christbaumwäusche. Allen Müttern kleinerer Kinder, für die noch der Christbaum mit Süßigkeiten behangen wird, sei der Rat bringend ans Herz gelegt, den Weihnachtsbaum vor dem Schmelzen einer gründlichen Wäsche zu unterziehen, was durch mehrmaliges Übergießen mit der Gießkanne oder durch Abbrausen in der Badewanne ja schnell und leicht zu vollziehen ist. Die Weihnachtsstämme und Fichten, die oft lange Eisenbahntransporte hinter sich haben und dabei in offenen Güterwagen dem Staub und Ruß der Lokomotiven ausgesetzt sind, dann tage- und wochenlang auf öffentlichen Plätzen, Holz- und Kohlenhöfen lagern, ehe man sie kauft, tragen mit ihren Zweigen und Nadeln argen Schmutz in die Wohnungen, und mancher gefährliche Bazillus mag sich damit einschleichen und kann, kommt er mit dem Konfekt in Berührung, bösen Schaden an der Gesundheit unserer Lieblinge anrichten. Man sehe sich nur daraufhin die Tannen

näher an und beachte die unglaublich schwarzen Hände, die man beim Anputzen des Baumes erhält, und auch das Wasser, das bei der Reinigung des Baumes abfließt, dann wird man sicher keinen ungewaschenen Christbaum mehr schmücken. Auch wo der Weihnachtsbaum nicht als Träger von Süßigkeiten verwendet wird, empfiehlt sich das Verfahren, denn das Grün einer gewaschenen Tanne ist viel intensiver und frischer, als das einer ungewaschenen, und die erfrischenden Nadeln fallen nicht so leicht ab. M. An.

Weihnachtsgeschenke aus Tannenzapfen. Aus hübsch gewachsenen, großen Tannenzapfen kann man ganz reizende kleine Weihnachtsgaben herstellen, die sich besonders für Kinderhände eignen. So zum Beispiel ergeben sie hübsche Nadelstiften für den Toilettentisch, wenn man sie einfach mit bunter Wollschnur bespannt, die man aus starken Wollfäden und Brillantgarn (wozu man gut allerhand Reste verwenden kann) selbst dreht, und zwar in schräger, sich kreuzender Lage zwischen den Schuppen, oder indem man die Schnur immer von der Spitze zum Stiel des Zapfens straff spannt. Beides sieht gut aus. An Spitze und Stiel bringt man dann noch eine zwanzig Zentimeter lange Schnur zum Aufhängen an, die in der Mitte mit einer Seidenbandschleife oder Rosette geschmückt wird, während man den Ansatz an den beiden Zapfenenden mit je einer Schleife aus Schnur und mehreren Pompons deckt. Die Stednadeln werden in die Wollfäden gesteckt. Man kann auch noch ein mit Seidenband bespanntes, einen Zentimeter breites Kartontreistücken vom Stiel zur Spitze des Zapfens befestigen und einige kleine Messinghaken daran anbringen, die zur Aufnahme des Schuh- und Handschuhknöpfers, einer kleinen Schere oder Schlüssel dienen, oder an die man kleine Bündel verschieden großer Sicherheitsnadeln hängt, die am Toilettentisch ja immer gebraucht werden. Sehr große Zapfen, zum Beispiel die starkschuppigen der Weimutskiefer, ergeben auch reizende Bonbonnieren. Man legt sie

erst auf den warmen Ofen, damit die Schuppen sich öffnen, ladiert sie dann mit Spiritusläd und steckt zwischen die Schuppen in Stanniol gepackte Schokoladepfägen, Bonbons und so weiter. Damit diese nicht herausfallen, muß ein solcher Konfektzapfen quer gelegt oder mittels eines Seidenbandes quer aufgehängt werden. Ein Sträußchen von Tannenzapfen und Christrosen bringt man noch als Schmuck daran an. M. An.

Schachlösungen:

Nr. 142. 1) Dd2 droht. 2) Df2?
1) .. Lb6: 2) g4: 1) ..
Kf6 2) Lc5:

1) .. Lc5 2) Dd3?
Nr. 143. 1) Del droht 2) Lb5;
1) .. Kc3: 2) Dd4: 1) .. ed3 2) Te4: 8

Wichtige Lösungen:

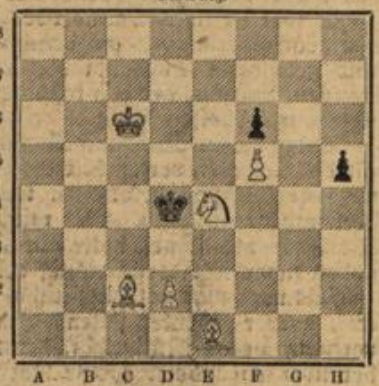
Nr. 130. Von H. Brandt in Döden-
huden b. Sbg. C. Wulff in Blantensee.
Nr. 131. Von H. Brandt in Döden-
huden b. Sbg. G. Danawitsch in Gar-
misch. G. Hinderer in Untergröningen.
C. Wulff in Blantensee.
Nr. 132. Von L. Gräninger in Groß-
Moyenre (Lothr.). G. Hinderer in Un-
tergröningen. C. Wulff in Blantensee.
Nr. 133. Von J. Gerich in Dembova.
Nr. 138. Von H. D. G. Baumann i. F.

Aufl. des Weihn.-Widerstands:

Wenn man im Kreise immer zwei selber
überbringt und sich dann an der Mauer
nach der Anzahl der Punkte unter den 1
Buchstaben richtet, erhält man die Worte:
Weihnachtszeit! O seliges Wort,
Freudig kling's von Ort zu Ort,
Und es segnet Gottes Hand
Tannenduftig Stadt und Land.

Problem Nr. 141.

Von H. Volkheimer, Hallsbad.
(Original.)
Schwarz.



Weiße.
Matt in 3 Zügen.